

Nr. 105. Bromberg, den 22. Mai 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hatte er vor wenigen Stunden auf dem verschossenen Sofa von Frau Pfau gesessen? Hatte er heute morgen vor der Klasse gestanden und seinen Jungs erzählt von der mordenden Eiszeit? Unwirklich war alles. Fern lag das müde Kleckerfeld.

Der Sturm schien ihn wieder ins Gestrüpp werfen zu wollen, als er aus dem Walde heraustrat. Jeden Schritt mußte er sich erobern. Der Regen war so stark geworden, daß ihm die Tropfen in den Kragen der Lodenjoppe liefen. Nicht weit entfernt kauerte auf ebenem Felde eine massige Strohmiete.

Busacker ging darauf los. Ein paar ruhige Minuten wollte er dem Körper gönnen, dann wurde es Zeit, an den Heimweg zu denken.

Nun war er im Windschutz der Strohmiete und lehnte sich müde gegen die weiche Wand. Ein Geborgensein überkam ihn. Der Sturm fauchte über ihn hinweg, kein Regentropfen erreichte ihn. In der Ferne war Hundegebell. Oder war das der bellende Sturm? — Da fiel Busacker ein, daß er durchaus nicht wußte, in welcher Gegend der Erdkugel er sich befand. Bei seiner Wanderung hatte er wohl auf den Sturm, aber nicht auf den Weg achtgegeben. Ein Nachtmarsch über Stock und Stein stand in Aussicht. Es konnte lange dauern, bis er seine Behausung in Kleckerfeld wieder erreicht hatte.

Aber warum sollte er heute zurück? Es war Sonnabend. Er versäumte nichts, wenn er für den Rückmarsch die Morgenhelle abwartete. Ein Obdach war unmittelbar neben ihm. Die Strohmiete war ein besseres Lager als das schwere Federbett von Mutter Pfau. Und es war kinderleicht, das Lager herzurichten. Froh über den Einfall riß er zwei, drei Garben heraus, kroch in seine Höhle und zog die Garben wieder zur Hälfte herein. Die Haustür war geschlossen.

Wohlig streckte er die müden Glieder. Sein Quartier war wunderschön. Kaum hörte er noch etwas von dem Sturm. In ein fernes Brausen hatte sich das Toben aufgelöst.

An die Kinderzeit dachte er, an die Indianerhütten, die er sich mit seinen Spielkameraden im Walde gemacht hatte. War das heute auch wieder ein Jungenstreich? Und wenn schon, — niemand hatte sich drum zu kümmern. Vielleicht schlief, verschüttet von Kultur und Gewohnheit, in jedem Menschen noch ein Rest alter Indianerherrlichkeit.

Dann waren die Gedanken in Frankreich, umstrichen ein Waldlager bei Le Chesne, wo die Kompanie vierundzwanzig Stunden im strömenden Landregen ohne ein Dach über dem Kopfe hatte hausen müssen. An diesem Waldlager gemessen, war die Strohmiete ein Palast, auch hundertmal besser als Heidens Stammkneipe mit Bierdunst und Zigarrenqualm.

Busacker schlief fest und traumlos.

Verwirrt griff er ins Stroh, als er erwachte. Dann besann er sich auf seine Umwelt. Ob es noch Nacht war? Um ihn war undurchdringliche Dunkelheit. Er wollte weiterschlafen, als er plötzlich merkte, daß er Hunger hatte, auf rechten, handfesten Hunger. Ein Wunder war's nicht. Das Abendbrot war ihm entgangen, dazu kam der mehrstündige Marsch. Nun zogen sich die Magenwände rebellierend zusammen. Es war aus mit dem Schlaf.

Als er die Garben nach draußen stieß, lachte ihm der helle Tag entgegen, und die Morgensonne hing über einem Bauerndorf. Der Tag schien die gestrige Wildheit sühnen zu wollen.

Nach acht war es. Da sollte der Magen sich schon melden.

Busacker machte ein paar Probeschritte. Die Knochen waren wieder frisch, dem Rückmarsch stand nichts im Wege. Doch: zuvor mußte er etwas Eßbares auftreiben.

Ob er in das erste Haus ging und nach einem Butterbrot fragte? Er kannte die schwerfälligen Dorfbewohner, wußte, daß er äußerstem Mißtrauen begegnen würde. Man würde ihn für gemeingefährlich halten, wenn er sein nächtliches Quartier verriet. Es mußte ohne Butterbrot gehen.

Einige Dutzend Schritte entfernt lag eine kegelförmige Rübenmiete. Er ging darauf zu und stocherte mit seinem Eichenstock so lange darin herum, bis er eine Rübe geangelt hatte. Auf der Garbe sitzend, die ihm während der Nacht die Haustürr ersetzt hatte, schälte er sie und stellte fest, daß sie besser schmeckte als die Buttersemmeln von Mutter Pfau.

Plötzlich hörte er das Schnauben eines Pferdes. Quer über das Feld kam ein Gendarmerie-Kommissar, ganz Würde und Staatshoheit, auf ihn zugeritten.

„Wie heißen Sie?" fragte er barsch und dröhnend.

In der Sonne seines guten Gewissens antwortete Busacker: „Im allgemeinen bin ich nicht gewöhnt, auf diese Art von Fragen zu antworten."

Auf der Stirn des Kommissars zog sich eine Wetterwolke zusammen. „Quasseln Sie nicht, Freundchen! Ich will wissen, wer Sie sind! Und stehen Sie gefälligst auf, wenn ich mit Ihnen rede!"

„Sie sitzen ja auch!"

„Nun wird mir die Sache aber zu bunt! Wollen Sie antworten oder nicht?" In der Rechten hatte er plötzlich einen Armeerevolver. Die Sache wurde ungemütlich.

„Ich bin Lehrer Busacker, wohnhaft in Kleckerfeld. Militärmaß eins dreiundsiebzig. Getauft und geimpft bin ich auch. Und nun belästigen Sie mich nicht weiter!"

„Also Sie sind Lehrer in Kleckerfeld, und dann übernachten Sie in einer Strohmiete und ernähren sich von Rüben."

„Das geht Sie nichts an!"

Fast väterlich war die Antwort des Kommissars. „Wissen Sie, Männecken, daß ich länger als drei Jahrzehnte im Dienst bin?"

„Erstens bin ich nicht Ihr Männecken, und zweitens ist mir die Anzahl Ihrer Dienstjahre ungeheuer gleich."

Der Kommissar war nicht beleidigt. Wohlwollend antwortete er: „Als alter Praktikus soll ich an das Märchen glauben, das Sie mir erzählen? Zeigen Sie mir doch einmal Ihre Ausweispapiere!" — Busacker kramte in den Taschen. Aber Schlüsselbund und Taschenmesser waren keine Ausweispapiere.

„Habe ich mir gedacht, alter Freund! Also betrachten Sie sich als verhaftet. Und machen Sie mir das Leben nicht schwer, es könnte das Ihre kosten. Ohne Warnung mache ich von meiner Waffe Gebrauch. Damit Sie Bescheid wissen!"

„Herr Kommissar, nachdrücklich weise ich darauf hin, daß Sie einen Mißgriff begehen. Für alle Folgen mache ich Sie verantwortlich."

„Seien Sie beruhigt, ich habe schon eine ganz andere Verantwortung getragen."

Kommissar Krüger, stationiert im Bauerndorf Langen-Lüchow, wenig gesegnet mit geistigen Schätzen, war überzeugt, daß der Sonntagmorgen ihm einen guten Fang beschert hatte.

„Mitkommen!"

Busacker ergab sich in sein Schicksal und schritt wütend neben dem Gaul des Kommissars her. An den Ausgebauten eines Dorfes kamen sie vorbei. Einige Kinder standen vor den Häusern und schauten ängstlich auf den Verbrecher.

Ein Bauer lehnte über die Gartenpforte. „Na, zur Kirche wollt ihr beide wohl auch nicht?"

Der Kommissar schien ihn zu kennen. Er antwortete gnädig: „Nein, aber an einen Ort, wo es ebenso still ist wie in der Kirche."

Diese Antwort gab Busacker seinen Humor wieder. So durch die Straßen von Kleckerfeld, dachte er, das wäre ein Spaß für die Jungs. Aber besser war es schon, daß ihn in dieser Gegend niemand kannte. Nun wurde aus dem Abenteuer ein schönes Sonntagserlebnis.

„Wohin bringen Sie mich?"

„Werden Sie schon gewahr werden! Für Ihr Unterkommen brauchen Sie in der nächsten Zeit nicht zu sorgen."

Kleckerfeld drohte immer noch.

Der Kommissar überdachte die letzten Nummern des Fahndungsblattes. An einen Steckbrief geriet er, den der Staatsanwalt hinter einem Heiratsschwindler und Zechpreller erlassen hatte; in der Kreisstadt Köcherow waren viele auf den Burschen hereingefallen. Genau hatte Krüger die Beschreibung nicht im Kopf, aber er erinnerte sich, daß der Hochstapler sich als Forstrendant ausgegeben hatte. Der Rübenesser neben ihm trug auch einen Jägerrock.

„In der Strohmiete war es wohl sicherer als in Köcherow?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Ist auch vorläufig nicht nötig." —

Meister Pfau saß auf seinem Schneidertisch und bearbeitete einen Hosenboden. Er mußte auch am Sonntag arbeiten, hatte es nicht so gut wie sein Mieter, der augenscheinlich bis in den hellen Mittag schlief; Frau Auguste wußte überhaupt nicht mehr, wie sie den Kaffee noch warm halten sollte. Da trat nach kurzem, jähem Anklopfen Kommissar Grambkow, der für Kleckerfelds Sicherheit verantwortlich war, in die Stube. Pfau erschrak, er hatte nicht gern etwas mit der Polizei zu tun. Die geflickte Hose flog in die Ecke, damit er kein Strafmandat bekam wegen Störung der Sonntagsruhe.

„Bei Ihnen wohnt der Lehrer Busacker?"

Pfau knickte vollends zusammen. Er war nie Soldat gewesen, und seine Nerven vertrugen keine dienstliche Unteroffiziersstimme.

„Wo ist er jetzt?"

Hatte Busacker, der doch immer einen verläßlichen Eindruck machte, ein Verbrechen begangen? Pfau fing vor Aufregung an zu stottern.

„Er — er schläft noch, Herr Kommissar!"

Pfau flüsterte. Denn im geheimen fürchtete er, daß Busacker durch den Baß des Polizisten geweckt werden könne; vielleicht zog er dann aus, und Pfau hatte nichts als das leere Zimmer.

„Führen Sie mich zu ihm!"

„Er schläft noch, Herr Kommissar, hat sich noch gar nicht gerührt!" Pfau bettelte förmlich.

Aber rücksichtslos faßte Grambkow nach dem Drücker an der Tür zum Vorderzimmer. Er klopfte nicht einmal an. Und dann stand das alte Ehepaar fassungslos vor dem unberührten Bett.

„Ich denke, Ihr Mieter schläft noch? Sehen Sie ihn?" Lustig funkelten die kleinen Augen des Kommissars. „Eigentlich müßte ich über Ihre falschen Angaben ein Protokoll aufnehmen."

Mutter Pfau mußte sich setzen, weil ihre Füße ihr den Dienst versagten. Sie war in Ehren grau geworden, und nun drohte der Kommissar mit einem bösen Wort. Und dabei konnte sie sich nicht einmal verteidigen. Das leere Bett verschlug ihr das Wort.

„Beschreiben Sie mir die Kleidung, die Ihr Mieter trug, als er gestern abend Ihr Haus verließ!"

Das konnte Mutter Pfau genau. Nicht die Farbe der Rockknöpfe vergaß sie in ihrem Bericht.

Unter dem grauen Feldtuch des Kommissars schlug ein mitfühlendes Herz, und er erzählte den Verstörten, daß Busacker im Verdacht des Hochstaplers stehe und vom Gemeindevorsteher in Langen-Lüchow festgehalten werde. Soeben sei telephonisch die Aufforderung eingelaufen, die Angaben des Verdächtigen zu prüfen. In einer Strohmiete habe er übernachtet. An seiner sofortigen Freilassung sei nunmehr nicht zu zweifeln.

Als der Kommissar weggegangen war, saßen die Schneidersleute wie verdattert. Ihr Vertrauen in die Solidität ihres Mieters hatte einen argen Stoß bekommen. Vertrug es sich mit der Ehre eines Handwerksmeisters, jemand als Mieter zu haben, den der Gendarm beim Kragen gehabt hatte? Meister Pfau erwog die Frage ernstlich.

Noch schwerer rang seine Frau. Busacker hatte wie ein Strolch in der Strohmiete geschlafen, hatte das gute Federbett verschmäht, das sie in jungen Jahren eigenhändig gestopft hatte. Das ging über alles Begreifen. Busacker mußte an einer inneren Krankheit leiden. „Wenn er zurückkommt, will ich ihm Kamillentee kochen", beschloß sie ihr Grübeln. Kamillentee war ihr Allheilmittel. Es half gegen Rheumatismus und Magenstreik, warum nicht gegen eine Strohmiete? —

Die Nachricht von Busackers Abenteuer durchlief schnell die Stadt; es gab schon am Abend kein Haus, in dem es nicht besprochen wurde. Im allgemeinen war die Stellungnahme einheitlich; sie bewegte sich auf der Linie des Schneidermeisters Pfau. Man hatte Bedenken, die Kinder einem Erzieher zu überlassen, der solche Abenteuer erlebte. „Man müßte etwas dagegen tun", sagte Schuhmachermeister Brandis, denn er war Mitglied des Schulvorstandes.

Weniger einheitlich nahm das Kollegium das Abenteuer auf. „Langweilig ist er zum mindesten nicht", sagte Fräulein Bernhöft, „immerhin ziehe ich für meine Person ein Steindach seiner Strohmiete vor". Fräulein Fahnert fühlte etwas wie Neid, Busacker war in ihren Augen ein Ritter und Held. Laubengrund lief es kalt über den Rücken, als seine Wirtin ihm die Nachricht brühwarm überbrachte. Heiden wollte ein Festessen zu Ehren des glücklich Heimgekehrten veranstalten, während der Schulleiter den Verhafteten wie ein räudiges Schaf in seiner Herde empfand. Am klarsten äußerte sich Moormann. „Durchgedreht!" Das war sein Urteil.

Bei dem Bürgermeister hatte Busacker einen Stein im Brett. Seine Frau mochte sich über das Ereignis entrüsten, er hielt ihm aus alter Kameradschaft die Stange.

„Sie haben unser Kleckerfeld in große Aufregung versetzt", sagte er zu Busacker, als er ihn auf einem Spaziergange traf.

„Rückfälle in die Kriegszeit, Herr Hauptmann!" antwortete Busacker scherzend und hatte damit den Bürgermeister wieder auf sein Lieblingsthema gebracht. Eine Viertelstunde erzählte er von Strapazen und Abenteuern seiner Landsturmzeit.

„Ich freue mich, daß ich die Jagd habe. Sie erinnert mich an die Zeit, als wir statt des Spazierstockes die Flinte trugen. Leider hält mich meine Gicht oft von notwendigen Pirschgängen zurück. Übrigens: Sind Sie Jäger, Herr Busacker?"

Als Busacker bejahte, bat er ihn, hin und wieder ein Auge auf sein Revier zu werfen. „Ich würde Ihnen dankbar sein, Herr Kamerad, wenn Sie meine Feldmark als die Ihrige ansehen wollten." — So konnte Busacker mit dem Ausgang des Abenteuers doch noch zufrieden sein. Er hatte es zwar bezahlt mit einem Riesenschnupfen, bei dem sogar der Kamillentee seiner Wirtin die Wirkung verfehlte, aber die Jagd stand ihm höher als ein Schnupfen.

(Fortsetzung folgt.)

Flucht aus Parma.

Skizze von **Walter Hammer-Webs.**

Norma hatte es gewollt, daß Paganini Lucca verließ, und Achtung vor sich selbst hatte ihm befohlen, zu folgen. Nun öffnete sich wieder die lange, traurige Straße vor seinem Reisewagen, entrollte sich dieses schimmernde Band, das ihn so blendete. Er zog die Vorhänge vor die Scheiben. Land war ihm Langeweile. Ihn kümmerte es nicht, ob die Weiden grünten, ob die stämmigen Maulbeerbäume dem Winde standhielten. Und die Menschen im Staub der Landstraße galten ihm nicht mehr als Würmer im Mehl.

Immer mußte er an Normas lässige, weiche Bewegungen denken und an die Geheimnisse ihrer verhaltenen Kraft. Er sah ihren feingezeichneten Mund lächeln und die weißen Zähne hervortreten, während die großen blauen Augen in Güte und sanftem Verlangen strahlten. Hätte er wenigstens nur noch das eine erfahren können, ob es ihr mit ihm ebenso ergehen würde, daß sie sich an Erinnerungen labte wie an einem schweren Wein.

Das pomphafte Durcheinander dieses Triumphzuges seiner Geige begann ihn zu ermüden. War nicht ganz Europa im Grunde eine unfruchtbare Wüste? Was galt es

ihm, daß Wien dem Zauber seines Spiels erlag, daß man Fünfguldenscheine, das Eintrittsgeld für den billigsten Platz seiner Konzerte, „Paganinerln" nannte und eine Münze prägte auf seinen Ruhm?

Ach, er kannte den tragischen Hintergrund seiner Kunst, wußte, was sein Gesicht so fahl, seine Erscheinung so gespenstisch machte, wußte, worin das Flehende des Eindruckes begründet lag, das im Publikum zuweilen dieses grauenhafte Mitleid auslöste. Welcher Weg zu ihr blieb ihm noch?

Wie war er, zernagt von Zweifeln, wunderlich geworden! Wie fühlte er sich umlauert! Er fror ewig wie ein Sträfling im Gefängnis. Und immer dieses Spionieren, das ihn unwiderstehlich dazu drängte, die Schlüssellöcher der Hotelzimmer zu verstopfen. Still lebte er wie alle großen Zauberer. Er dachte an Norma und träumte abends von ihr auf seiner Geige.

Zitterten nicht seine Nerven von so viel Hingebung? Zitterte nicht sein Arm, unter dem er seine Guarnerigeige trug? So innig lebte er mit ihr zusammen, daß er oft im Schlafe aufschreckte, weil ihm war, als hätte sie im Traum Stimme gegeben.

Sein Leben hielt er in Händen, wenn er sie hoch hob. Seine Sehnsucht stillte er, wenn er sie mit dem Bogen strich. Die zauberische Wärme seines Herzens klagte aus ihr. Darum klatschten die Menschen wie die Narren, weil er ganz vor ihnen verblutete.

Aber eines Tages fand er den Entschluß, umzukehren. Frankreich, Deutschland, England, Belgien, wie viele Länder, Städte, Namen! Alle hatte er vergessen. Nicht das Bild einer Landschaft hatte er behalten, als er im Jahre 1835 in die Heimat zurückkehrte, um die Villa Gajona bei Parma zu kaufen und die Flügel für immer einzuziehen, die des langen Fluges müde waren.

Den einen Tag erwartete er noch, Norma den goldenen Kranz des Ruhmes zu Füßen zu legen. Diese letzte Fermate waren noch zu setzen. Würde sie selbst ihm entgegeneilen? Würde sie erfahren, daß er sie erwartete? Oft trat er an den Fensterbogen seines Schlafzimmers, an dem die Reben hochkletterten und blickte nach dem Gartentor. Das Fieber schüttelte ihn, und quälende Brustkrämpfe hielten ihn selbst zur Sommerszeit im Hause. Die Geige ruhte. Nichts erreichte ihn von der Welt als die weißglühende Hitze und der Klang der Glocken.

Er lebte in seiner Villa wie in einer Burg. Nur die Schießscharten fehlten im Gemäuer. Aber eines Tages ging ihm dennoch auf, daß die Welt ihn nicht vergessen hatte. Unwillkürlich war er eines Morgens im Nachdenken zum Fenster gelangt und hatte hinaus gesehen. Eine Ahnung mußte seinen Blick nach dem Balkon gelenkt haben, der vor dem Schlafzimmer hinlief. Teufel! Was war das? Norma? — Eine Sinnestäuschung? Sie, die er in Lucca verlassen hatte, an die Brüstung des Balkons gelehnt, ihn erwartend?

Er hielt sich mit seiner knochigen Hand an der Fensterbrüstung fest, unfähig, sich zu rühren. Auch sie bewegte sich nicht. Prachtvoll, diese ausgeglichene Schönheit. Als ihm nach langer Versunkenheit endlich die Frage durch den Kopf schoß: Warum rührt sie sich nicht, hörte er unten ein grunzendes Lachen und Schritte, die eilends den Park verließen. Wer hatte ihn mit dieser Puppe genarrt? Wer war in sein bestgehütetes Geheimnis eingebrochen? Eine Stunde später saß Paganini in seinem Reisewagen und verließ Parma. —

— — Eines Tages fuhr er wieder durch die Via Balbi seiner Heimatstadt. Aber er achtete nicht jener Marmorlöwen, die im Palazzo Durazzo die Treppenstufen herab schreiten, nicht des Meeres, das leuchtend in den Fluchten der feuchten, dunklen Gassen erschien.

In Nizza hielt der Wagen. Ein vom Tode Gezeichneter entstieg ihm müden Schrittes. In völliger Hinfälligkeit, genarrt von der Verfolgung der Welt, verschied er in der Stille. Seine Geige wurde nach Genua gebracht; und ganz selten gestattet der Magistrat einem Meister, auf ihr zu spielen.

Frühnebel.

Lieblicher schien nie ein Tag,
lieblicher als heute,
wo das Licht nicht gleißen mag
und das Turmgeläute
sanft den weiten Himmel küßt,
der in Duft gehüllet ist
und an manchem Ende nur
zeigt die rosenfarbne Spur . . .
Lieblicher schien nie ein Tag,
lieblicher als heute.

Hermann Gotthard.

Scharnau und der Alte Fritz.

Bevorzugte Höhen in der Gegend des Kulmer Landes hatte der Orden zu Anlagen strategischer Plätze verwendet; so Burg und Stadt Thorn und Schloß Birglau. Thorn und Birglau wurden auch Regierungsämter der Ordensherrschaft. Es ist selbstverständlich, daß im Schutze dieser hervorragenden Stützpunkte des Ordens Dörfer, Güter und Besitzerhöfe schnell emporblühten, so u. a. auch das Dorf Scharnau.

Am 5. August 1222 verlieh der Bischof von Plock das Dorf Scharnau im Westen der Thorner Weichselniederung dem Bischof Christian von Preußen, welcher in der Folge vom Deutschen Orden abgelöst wurde. Administrativ unterstand das Dorf Scharnau zunächst als Zinsdorf der Komturei Birglau, dann einem Pflegeramt und am Schluß der Ordensherrschaft in Westpreußen der Komturei Thorn. Am 26. August 1457 erhielt die Stadt Thorn das Dorf als erbliches Besitztum zu kulmischem Recht vom König Kasimir von Polen geschenkt. 1605 bekam Scharnau vom Magistrat Thorn eine sog. Willkür, nach der die Dorfschaft ihre eigenen Verhältnisse regeln und die Polizeigewalt ausüben konnte. Als Scharwerk hatte jeder Bauer oder Besitzer für den Hof in Toporzysko (Amtal) sechs Tage jährlich mit vier Pferden, „wann der Halter des Hofes es befahl", zu arbeiten.

Die katholische Kirche in Scharnau, ihrer Bauart nach um 1300 erbaut, steht unter dem Schutz des Thorner Magistrats. 1498 wurden Wiederherstellungsarbeiten an ihr ausgeführt. 1697 besserte man den Glockenturm der Kirche aus. Weitere Instandsetzungen fanden 1718, 1722 und 1789 statt. Die Kirche gehörte ursprünglich zum Dekanat Thorn.

Am 10. Juni 1782, als der Thorner Bürgermeister Klosmann gestorben war, den Friedrich der Große ganz besonders schätzte, passierte der große König Scharnau. Er kehrte von der üblichen Truppenrevue in Altpreußen zurück, um von Scharnau nach Schulitz über die Weichsel zu fahren. Zuerst kam der königliche Feldjäger auf einem Bauernpferd mit der großen Hetzpeitsche angeritten, ein ebenfalls berittener Bauer folgte ihm. Der Feldjäger stieg vor dem Kruge ab und sah nach, ob die Weichselfähre in Ordnung ist. Bald traf der Page ein und dicht hinter ihm folgte in schneller Fahrt des Königs Wagen. Er saß allein in einer altmodischen Fensterkutsche, einem sog. „vis à vis", in welchem im Fond nur eine Person und auf dem Rücksitz eine zweite Person Platz haben. Den Wagen fuhr der berühmte friderizianische Leibkutscher Pfund, der selbst dem alten griesgrämlichen Fridericus Rex durch seine verblüffende Grobheit imponierte:

„Mordwege fuhr er ohne Furcht, sein Mut
hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserflut.
Ihm war es einerlei,
er fand gar nichts dabei."

Zehn Pferde zogen des Königs Wagen. Als dieser hielt, war die erste Frage des Königs an den Finanzrat von Brenkenhoff, der zum Empfang erschienen war, ob man von hier Thorn sehen könnte*) und wie weit es nach Thorn wäre. Der König blieb im Wagen sitzen, als von Brenkenhoff meldete: „Euere Majestät halten zu Gnaden, Thorner Deputierte bitten untertänigchst, Hochderselben ihre Aufwartung machen zu dürfen."

„Sage Er ich lasse bitten."

Der König trug einen einfachen blauen Montierungsrock mit roten Aufschlägen, schwarze Hosen und hohe Stiefel. Den Dreimaster krönte das übliche Abzeichen eines preußischen Generals, die sog. Plümage, die Generalsfeder. Seine Antwort an die Thorner Deputation lautete:

„Ich danke Ihnen. Sie haben auch den besten Bürger durch den Tod verloren." Und als der städtische Oberkämmerer entgegnete:

„Ja, der Bürgermeister Klosmann ist gestorben," fuhr der König fort:

„Ja, aber es ist schade!"

Es ist dieses Gespräch in Scharnau um so charakteristischer für den großen Preußenkönig, als Klosmann einer der heftigsten Preußengegner war. B. W.

*) Anmerkung: Thorn gehörte damals noch als freie Stadt zum alten Polenstaat, während der Landkreis und mit ihm die städtischen Güter seit 1772 unter preußischer Hoheit standen.



* **Auf Gegenseitigkeit.** Arzt: „Sie gefallen mir gar nicht so recht . . ." — Patient: „Nun, offen gesagt, Herr Doktor, Sie sind aber auch nicht der Schönste!"

Frauen als Verbrecherinnen.

Die Schwindeleien der Emily Lawrence.

Mit der Zahl der männlichen Verbrecher verglichen, ist die der Frauen auf diesem Gebiete verhältnismäßig klein. Diejenigen Frauen aber, die dem Verbrechen verfallen und es zu einer gewissen „Berühmtheit" bringen, zeigen damit meist eine besondere Verwegenheit und Schlauheit. Bisweilen aus den unteren Volksklassen stammend, wissen sie sich durch ihr sicheres Auftreten den Anschein zu geben, als ob sie zu den oberen Zehntausend gehörten. Die äußeren Manieren eignen sie sich meist als Kammermädchen oder als Dienstmädchen an. Dies war z. B. Ende des vorigen Jahrhunderts bei Emily Lawrence der Fall, die zahlreiche Juweliere zu düpieren verstanden hatte. Sie war von sehr bescheidener Abkunft und diente anfänglich bei einer adligen Familie in London. Begabt mit einem scharfen Verstand und einer guten Auffassungsgabe, wußte sie sich die Manieren der oberen Kreise zu eigen zu machen, die sie instand setzten, ihren Schlachtopfern gegenüber die Rolle einer großen Dame zu spielen. Daß sie dies mit Erfolg verstand, hatte sie nicht ihrem Äußeren zu danken, das in solchen Fällen vielfach eine Rolle spielt, denn ihre Gestalt war eckig, und ihre Gesichtszüge waren nichts weniger als schön.

Eines Tages kam sie in ein großes Juweliergeschäft in der Bond-Street in London und sagte: „Ich bin Lady Lawrence und möchte meiner Schwester als Hochzeitsgeschenk ein diamantenes Kollier verehren; es soll aber nicht mehr als 3000 Guineen kosten (120 000 Zloty)."

Obwohl nun die Londoner Juweliere an Kunden, die für große Summen kaufen, gewöhnt sind, so kommt doch ein Auftrag wie dieser nicht allzuoft vor. Lady Lawrence wurde denn auch mit der nötigen Ehrerbietung, die ihre scheinbar wohlgespickte Börse dem Juwelier einflößte, behandelt.

„Ich habe nur wenig Zeit", fuhr sie fort, „zeigen Sie mir daher schnell einige".

Während sie die vorgelegten Juwelen schnell durch ihre Finger gleiten ließ, sprach sie mit einer Redegewandtheit immerfort weiter, so daß der Juwelier schon die Kolliers eingepackt hatte, ohne daß sich ihm Gelegenheit geboten hätte, über die Zahlung zu reden. Als die Käuferin jedoch Anstalten machte, die Kostbarkeiten mitzunehmen, sagte er, daß er ihr einen Angestellten mitgeben wolle, der die zwei nicht zusagenden Kolliers wieder zurückbringen und dem sie das andere dann auch bezahlen könnte.

Dies paßte jedoch nicht in ihre Pläne. Sie wollte einen Begleiter, der natürlich gut aufpassen und ihre Absicht zunichte machen würde.

Plötzlich hatte sie einen Einfall.

„Es ist gut", meinte sie herablassend, „aber es ist meine Schwester, die eins auswählen soll, und nicht ich, sie ist aber heute zum Frühstück zu der Herzogin von Sutherland geladen, Ihr Angestellter kann sie dort nicht gut stören. Doch wissen Sie was, er fährt mit mir zum Palais der Herzogin und wartet dann solange in meinem Wagen, während ich meiner Schwester die Kolliers zeige."

Der Juwelier hatte hiergegen nichts einzuwenden. Er war von dem sicheren Auftreten der Lady Lawrence und deren glänzender Equipage, die vor der Tür wartete, so eingenommen, daß er die Lady mit den Diamanten, die einen Wert von beinahe 340 000 Zloty hatten, fortfahren ließ. Begleitet von einem Vertrauten des Juweliers, fuhr sie zum Hause der Herzogin, wo sie gleich eingelassen wurde.

Zwei Stunden später stürmte der Begleiter furchtbar erregt in den Laden des Juweliers, ohne Geld und ohne Kolliers. Über eine Stunde hatte er in dem Wagen gesessen, ohne die Haustür des Palais aus den Augen zu lassen. Nach zwei Stunden hatte er sich dann beunruhigt an den Kutscher gewandt, und dieser erzählte ihm, daß er Lady Lawrence überhaupt nicht kenne. Die betreffende Dame habe morgens den Wagen für den ganzen Tag gemietet. Darauf schellte er an dem Hause der Herzogin und fragte nach Lady Lawrence — niemand kannte sie. Der Diener, der ihr die Tür geöffnet hatte, erklärte ihm, er habe die Frau eingelassen, weil er sie als die Freundin einer der Dienstboten erkannt habe. Sie hatte mit dieser dann auch einige Worte gesprochen und darauf das Haus auf der anderen Seite durch den Dienstboteneingang verlassen.

Sofort wurde die Polizei in Kenntnis gesetzt, und Scotland Yard beauftragte einige der gewiegtesten Beamten damit, die Spur zu verfolgen. Doch Lady Lawrence, und mit ihr die Diamanten, war und blieb verschwunden. Man vermutete, daß sie trotz ihrer Scharfsinnigkeit nicht ganz normal war, oder daß sie sich in die Rolle der großen Dame so eingelebt hatte, daß sie an Hochmutswahnsinn litt. Nicht immer gelang es ihr, ungestraft zu entkommen, und mehrmals hatte sie mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht. Einmal hatte sie sich bitter darüber beklagt, daß man sie nicht mit der ihr gebührenden Hochachtung behandle, ihr Vater sei doch ein Graf und ihre Mutter eine Herzogin gewesen; und immer habe sie nur in den vornehmsten Kreisen verkehrt. Der Hauptaufseher lachte darüber, doch einigen von dem weiblichen Dienstpersonal im Gefängnis wußte sie zu imponieren. Einer von diesen übergab sie selbst eine Einführungskarte für eine der Hofdamen der Königin. Als die Aufseherin enttäuscht zurückkam und erzählte, man habe ihr die Tür gewiesen, erklärte Lady Lawrence, daß sie nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis die Sache in die Hand nehmen und dafür sorgen werde, daß die Königin sich selbst damit befassen werde.

Als ihr der Boden in London zu heiß wurde, lernte sie etwas Französisch und versuchte ihr Glück in Paris. Sie rechnete damit, daß die französischen Juweliere einer englischen Peersgattin mit Ehrerbietung begegnen würden, auch wenn sie nicht fließend Französisch spreche. Und dies schien auch so. Lady Lawrence, die nur „große Geschäfte" machte, suchte sich ein Juweliergeschäft in der Avenue de l'Opera aus. Auch hier fuhr sie wieder in einer glänzenden Equipage, die sie gemietet hatte, vor. Hastig kam sie in den Laden und sagte in gebrochenem Französisch: „Ich wünsche ein paar Ihrer bekannten Halsketten zu besichtigen, habe aber jetzt keine Zeit. Ich wohne in der englischen Gesandtschaft. Wollen Sie mir ein Kollier im Werte von 200 000 Frank bereithalten; ich komme dann gegen sechs Uhr wieder zurück!"

Natürlich versicherte ihr der Juwelier, alles fertig zu machen. Doch da er ein vorsichtiger Mann war, beauftragte er einen Angestellten, der Lady in einem anderen Wagen zu folgen. Das aber hatte die Lady erwartet, und daher fuhr sie auch zur englischen Gesandtschaft. Dort angekommen, schickte sie den Kutscher fort und verschwand dann in dem Gebäude.

Mehr als eine Stunde wartete der Angestellte, und als die Lady nicht wieder zurückkam, nahm er an, daß sie tatsächlich in der Gesandtschaft wohne, und teilte dies auch seinem Chef mit.

Dies gab dem Juwelier Vertrauen, und als gegen sechs Uhr Lady Lawrence zurückkam, übergab er ihr ohne weiteres eine Halskette und ein Diamantendiadem im Werte von zusammen 700 000 zł, wofür sie ihm einen Scheck aushändigte. Sie verließ den Laden, von dem sich fortwährend verbeugenden Juwelier bis zum Wagen begleitet, und verschwand mit ihrer kostbaren Beute für immer aus Paris.

Acht Tage später erhielt der Juwelier von seinem Bankier die Mitteilung, daß der Scheck keinen Centime wert sei. Aufgeregt eilte er sofort zur englischen Gesandtschaft, wo das Rätsel schnell gelöst wurde. Einer der Beamten erinnerte sich an die beschriebene Lady. Er habe sie eingelassen, weil sie den Gesandten zu sprechen wünschte. Im Wartezimmer sei sie unpäßlich geworden und habe sich dort eine Stunde aufgehalten. Danach habe sie das Gebäude wieder verlassen. — Später wurde bekannt, daß sie die Diamanten in Belgien für 340 000 zł verkauft hatte.

Sehr erstaunlich ist jedoch, daß sie trotz allem, manchmal für lange Zeit, in bitterster Armut lebte, obwohl die Summe, die sie durch ihr verbrecherisches Tun ergatterte, auf mehr als eine halbe Million geschätzt wurde. Vielleicht ist es wahr, daß sie einen Teil ihrer Beute irgendwo sicher verborgen hat; so erzählte sie nämlich einem Gefängnisaufseher kurz vor ihrem Tode, im Gefängnis. Doch ist es nie gelungen, irgendeine dementsprechende Spur zu finden.



Bunte Chronik



* **Tabakspfeifen aus Meerschaum.** Die ersten Tabakspfeifen aus Meerschaum kamen 1723 in Gebrauch. Die erste wurde angefertigt durch den Schuhmacher Karl Kowats in Budapest, der sich in seiner freien Zeit mit Kunstschnitzerei beschäftigte. Dies erfuhr der Graf Andrassy, der von einer Reise nach Kleinasien ein Stück Meerschaum mitgebracht hatte. Er übergab dies dem Schuhmacher, um daraus irgend etwas zu schnitzen. Kowats kam auf den Gedanken, einmal eine Pfeife zu schneiden. Bei der Arbeit bemerkte er, daß der Meerschaum durch das Anfassen mit seinen Pechhänden die Farbe verlor, daß aber die Pfeife dann durch Einreiben mit weißem Wachs ein viel schöneres Aussehen gewann. Die erste Pfeife, die Kowats schnitt, ist heute noch im Museum in Budapest zu sehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg